

**Öffener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.**



No. 530. Wenn ich so reduze denke an meine junge Jahre, was noch gar nit so lang her is, un duhn es mit die heutige Jugend tompehre, dann sin ich in die erste Lein Jurepreist un dann komme mich die Tiers in die Auge. Ich sin auch e junges Weibche gewese un ich sin sogar artig gutgudig gewese. Ich hen schöne tolle Bädelfcher gehabt un mein Mund volk Röhne gehabt, die ware so weis wie mer se neu nit schöner in den Dreigutts Stöhr laufe konn. Angelcher hen ich gehabt, die hen so lustig in die Welt gekuckt, das jedes wo ich angeguckt hen, geschmeilt hen. Un danze hen ich könne, bei Galle, die Fellersch, wo ich mit gedant hen, die hen immer gesagt, se bräuchte keine Kengschit zu hen, das se mich auf die Frieschpe dehte, bitahs ich hätt ja gar keine Friesch, ich deht nur in die Luft schwebe. Sell sin off Kodes Pläteries gewese, awmer wenn mer so e junges Weibche is, dann gleich mer so ebbes zu höre. Awmer was hat mich das all for gut gedant! Wenn die Turnersch odder die Singersch en Wahl gebat hen, dann sin mer immer gange un wenn ich sage „mit“ dann meint das die alte Leit un mich. Die Ma hat mit ihre Freunde in die Wahl gelosse un hat mich gewascht un wenn der Dad nit grad in den Dohrbruch bist gewese is, dann hat er auch dabei gelosse un ei tell juh, was die nit gelose hen, das war nit werth Weil. Wenn en Danz iwoer war, dann hen ich immer zu die alte Leit redubr gemacht un dann is das Daunkohle los gange. Lizzie, hat es geheis, du derst dich nit so klohs von die Fellersch halte lasse; weis du nit, das das bei der Dreh gekult werd un bitahs das duht es auch nit diejent gude.“ Odder: „Lizzie, es is nit recht, das du immer den Feller so in die Auge guck duht; aus liever unner dich, for das dich feiner bei Dreh abtrete duht.“ odder: „Lizzie, du muht dich nit so fest an die Fellersch hänge; die Weibels mache Riemars iwoer dich; odder Lizzie, die den Danz duht mer nit immer wischere un schmeile, so ebbes schidit sich nit.“ Och, ich sin off so mähd gewese, das ich drinower geareint hen. Es is ja gut genug, als e Ruhl duht mer un so en Feller wo mit einem danz duht nit viel gewanz; awmer diefense Zeit hat es doch ganz verdollt neise un diefente Fellersch, wo mer gleich un wo mer gern mit tahte un schmeile duht; awmer da war nit dran zu denke. Wenn der Wahl immer war, dann hat mer schon mit die alte Leit beim gehn müsse, mitaus das mer nur e Weibch gehabt hat, seine Freunde gutbei zu sage. Es hat so viele Rühls gehabt, iwoer alles was sich nit duht un nit schidit un nit weis un nit diefent is, das mer sich noch nit einmal getraut hat sei Röh zu weipe, aus lauter Angst, das das auch nit diefent is un das mer damit jemand uff den Fuß trete konn.

Mister Edithor, vles duhn Se sich doch emal in Ihre Freundschit besfrage, ich meine epheschelle in Kämmlies wo Wehdercher sin, ob es hier auch so strikte Rühls hat un ob sich die junge Wehdercher auch so in acht nemme müsse! Sie wer'n ausfinne, das jedes drinower lache werd. No, ich sage, die junge Wehdercher in dieses hier Kontrie, die hen die größte Zeit un ich duhn nur wische, ich war schon in mein verzehtes Jahr nach dieses Kontrie komme, dann hätt ich e an, nere Zeit gehabt, wie in die alte Kontrie; awmer in ein Weg hätt ich es annerichter gemacht wie die junge Wehdercher hierzuland: Ich war nit so verdollt frech un fässig zu meine alte Leut gewese. Bei Galle, den anere Danz hen ich ebbes gehört, das hat mich zu denke gewese. E Lebdie hat ihre Tochter, so e junge Person von ebaut sinwezehn Jahr, daungelohit, bitahs se is sechs mal in die Woch zu Barites gewese un is erscht nach zwöf Uhr heim komme; dann hat se sich noch for ebaut e halwe Stund mit en junge Feller an die Geht gestellt un wie er endlich fort is, hat er sie auch noch en Riß gewese. Die Lebdie hat gesagt, so ebbes war nit diefent un mit anere Worte, se sollt sich schäme. Da hätte Se awmer emal ebbes höre dollte. Die junge Schnattnos hat gesagt: das wir niemand sei Bphnef un se deht niemand erlauewe, das er sie Vorschritte mache deht. Sie wißt, was se zu duhn hätt, un wenn en junger Mann e Lebdie beim bringe deht, dann war es nit mehr wie recht, das

mer das epprieschichte deht, so viel Bildung hätt sie auch; den Weg deht es alle junge Weibche mache un wenn die Weibels in die alte Kontrie so wenig Bildung hätt, das se so ebbes als undiefent hinstele dehte, dann sollte se noch emal in die Schul gehn wo se auch Männers beigebracht triege dehte. Mer könnt doch so en junge Feller nit en Nidel schente for sein Trubel. Wenn die Ma awmer ihren Weg nit gleiche deht, dann sollt sie es nur sage, sie lönnit sich ja e anneres Bohrdinghaus luche un sie deht genug Geld mache for das se sich alleins supphre lönnit.“ Da hat die alte Lebdie geareint. Well, Mister Edithor, ich hätt nit gegreint, awmer ich hätt mich en Bruchspick geholt un hätt die junge Lebdie iwoer mei Rie gelegt un hätt sie meine Opinjen auf den gute, alte historische Blaz in so en Kiere un leicht verständliche Weg beigebracht, das se sich for vier Woche nit auf en naderliche Weg hätt setze lönnit. Mister Edithor, denke Se emal drinower nach, was ich Ihre heut verzählt hab un wenn ich aus den Weg sin, dann sage Sie es mich. Mit beste Riegards Yours  
**Lizzie Hanfstengel**

**Wichtig.**  
Herr: „Sie tabeln die Geldbeiraken, gnädige Frau. Aber man brauch doch zum Fleisch etwas Sauce!“  
Dame: „Ja, ja, aber die Herren wollen die Sauce immer gleich mit Köffeln essen!“  
**Verplappert.**  
Dame: „O, ein Jäger ist mir etwas Entschliches! Wie kann man ein Vergnügen darin finden, so unschuldige Thiere zu quälen!“  
Sonntagsjäger: „Ja, ich lönnit's auch nicht!“

**Ins Stammbuch.**  
Dent im Glück und dent im Leid:  
Es hat alles seine Zeit.  
**Fortschritt.**  
A: „Sag mal, Freund, hast Du dein neues Töff-Töff schon vollkändig in der Gewalt?“  
B: „Bin kolossal fortgeschritten! Frohre geht die Leute schon um, ohne selb Schanden zu nehmen.“

**Fortschritt.**  
„No, Karlichen, macht Deine Schwefter schon Fortschritte in ihren Musikstunden?“  
„Ja, Papa hat gestern zum erstenmal die Watte aus den Ohren genommen.“  
**Selbstbewußt.**  
„Wie ich höre, haben Sie eine wichtige Entdeckung gemacht, Herr Professor?“  
„Eine Entdeckung, die ich mache, ist immer wichtig!“

**Im Gebirge.**  
Wirth: „Das schöne Wetter wird längere Zeit anhalten; wenn Sie gleich mit dem Bergsteigen beginnen wollen, werde ich einen Führer besorgen.“  
Freimder: „Gilt net so, die G'schicht, — wissen S', ich will mich erst nach und nach an die großen Berge gewöhnen; die ersten acht Tag' steig' ich blos auf Ihren schönen Biersteller!“  
**Im Seebad.**  
„Hat sich Ihre Tochter in Atlantic City verlobt?“  
„Nein, alles ist wieder im Sand verlaufen.“  
**Furchbarer Verdacht.**  
Eulalia (als aus der Nachbarnwohnung ein Röhchen dringt): „So höre doch nur, Vater!... Als ob sich Jemand das Leben genommen hätte!“  
„Madel! Hast Du etwa wieder die Gnadenarie gelungen?“



Junger Chemann (einige Tage nach der Hochzeit in seine Stammbuche kommend): „Warum kriege ich denn mein Stammbuch nicht, Hei?“  
Mellnerin: „Das hat Ihre Frau Chemahlin bereits abholen lassen!“  
**„Mensch, Mensch!“** Der seltsame Großvater hatte die ganze Welt bereist und Sie können mir nicht einmal sagen, wie der Nordpol aussieht!

**Drahtloser Depeschenverkehr auf dem Ozean.**

Sechs Uhr Morgens auf einem der prächtigen Dampfer mitten im Atlantischen Ozean. Wir nähern uns dem Aequator und sind ungefähr gleich weit von der Negers-Republik Liberia wie von der brasilianischen Ostküste entfernt. Da klopf ein Steward an mein Fenster und weckt mich aus dem Schlaf. „Eine Depesche, Herr!“ Im ersten Augenblick denke ich an einen schlechten Scherz meiner Schiffsfahrer. Doch die Depesche zeigt den Ausdruck Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, System Telefunken, Berlin. Aufgabort: Rio Janeiro, empfangen über den Dampfer Ortegale. Der Inhalt ist eine Einladung seitens eines brasilianischen Freundes, während des Aufenthalts unseres Dampfers im Hafen von Rio lei ihm abzuweisen.

Die Sache war also in Wichtigkeit; wenn man so plötzlich aus seinem Morgen schlaf gerissen wird, denkt man nicht gleich an Prof. Slaby, Dr. Braun, die A. G. S., Siemens-Schudert, Siemens-Halste. Sie haben zusammen den Internationalen Telefunken-Betrieb, mit dem Sitz in Berlin, gegründet und auch schon auf den südamerikanischen Dampferlinien eingeführt. Auf den nordamerikanischen funktionierte er schon seit einer Reihe von Jahren, und die drahtlose Telegraphie hat sich so vorzüglich bewährt, daß heute beinahe gar keine Dampfer mehr gebaut werden, die nicht oben auf dem Kommando-Deck eine Telefunkenstation besäßen. Von außen sieht man davon nichts weiter als ein paar Drähte, die in horizontaler Richtung von Mastspitze zu Mastspitze laufen und Isolier-Vorrichtungen tragen.

Von diesen Drähten läuft eine Leitung in die kleine Kabine, wo die Apparate aufgestellt sind, ähnlich wie in einer gewöhnlichen Telegraphen-Station. Der Beamte sitzt an seinem Tisch und drückt auf seinem Teller die Buchstaben des Morse-Systems. Diese wandern, vom elektrischen Strom weiter befördert, durch die Luft nach allen Richtungen der Winde, und passieren gerade innerhalb eines Umkreises von mehreren hundert Meilen ein anderer Dampfer, so wird der Telegraphist auf diesem die Depesche auffangen können. Natürlich auch in den Telefunken-Stationen, die an den Küsten der verkehrreichen Länder eingerichtet worden sind und in immer größerer Zahl neu eingerichtet werden. Das Meer hat seine Schreden verloren. Man ist nicht mehr einsam auf den ungeheuren Wasserflächen des Erdballs. Man sieht in Verbindung mit den anderen Schiffen, die unsichtbar, auf weiten Entfernungen die Meere durcheuzen, und passiert ein Unglücksfall, Schiffbruch, Feuer, Explosion, so braucht der Telegraphist auf seinem Apparat nur die Buchstaben des Notsignals S. O. S. zu tippen. (Nach dem Marconischen System S. O. D. Come quid, Distress.) Die anderen Dampfer hören es und können Hilfe bringen. Auch die Passagiere sind nicht mehr aus dem Zusammenhang mit der festen Erde, mit ihren Familien, ihren Geschäften gerissen, wenn sie große Seereisen unternehmen. Auf jeder Reise, die die Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie z. B., zwischen Europa und Argentinien, unternehmen, werden zwischen 3 und 400 Depeschen aufgenommen, ebensovielle abgefaßt, und dieser Telefunken-Verkehr ist in rascher Zunahme begriffen.

Natürlich können sich die vielen Frachtdampfer, die Getreide, Kohlen, Erze von einem Kontinent zum anderen befördern, nicht den Luxus eines eigenen Telegraphenbeamten erlauben. So werden denn auf ihnen nur die Stationen eingerichtet und die Schiffsoffiziere durch eigene Reisefunktionen während der Fahrt im Telefunken-dienst unterrichtet.

Der Telefunken-Apparat sagt den Schiffen, auch wenn sie nicht sichtbar sind, welche Gefahren ihnen drohen. Nebel und Entfernung spielen dabei gar keine Rolle. Ob Nebel, Regen oder trodenes Wetter, der Telefunken funktioniert immer. Gewitter können wohl, aber unterbrechen den Dienst nicht. Und wenn auch die gewöhnliche Entfernung für den Telefunken-dienst auf dem Ozean ein paar hundert Meilen nicht übersteigt, so hat man doch schon auf 2500 Meilen Entfernung gesprochen. Die drahtlosen Depeschen des Nordd. Lloyd-Dampfers Kleist der Ostasienfahrt wurden sogar auf 3400 Meilen Entfernung abgenommen.

Gebirge haben auf die Uebermittlung von drahtlosen Depeschen keinen hindernden Einfluß. Das beste Beispiel liefert vor kurzem ein Dampfer der Deutschen Telefunken-Gesellschaft in Valparaiso. Die Chilenen hatten bisher nur das System Marconi, das auch in Italien und England eingeführt ist. Der deutsche Telefunken-Dampfer wurde nach Valparaiso gesandt, um der chilenischen Regierung die Vortheile des deutschen Systems vor Augen zu führen, und es gelang ihm, Depeschen vom Südpol Ozean nach der Küste des Atlantischen Ozeans, nach Buenos Aires über die mehrere tausend Fuß hohe Andenkette zu senden! — In Argentinien, Brasilien und Uruguay ist das deutsche System zur Einführung gekommen, und eben wurden in Brasilien eine Reihe deutscher Stationen ge-

baut, für die natürlich die A. G. S. in Berlin, Siemens-Schudert, Siemens u. Halste das erforderliche Material liefern. Selbst in Marokko haben die Franzosen schon in Mogador und Casablanca Stationen gebaut, freilich nach dem von ihnen verwendeten Marconisystem, aber sie haben sich wenigstens mit den Deutschen zum gegenseitigen Depeschenaustausch durch ein internationales Abkommen geeinigt. Spanien und Portugal, für den Dampferdienst mit Südamerika von so großer Wichtigkeit, haben leider bisher noch keine Stationen gebaut.

Die englischen und italienischen Dampfer, die ausschließlich Marconisystem an Bord haben, sind dem internationalen Abkommen zum Depeschenaustausch bedauerlicherweise nicht beigetreten. Wohl haben sie sich dazu bequem, in ureigenem Interesse, Depeschen für ihre Passagiere aufzunehmen und an fremde Schiffe weiterzugeben, aber sie verweigern es noch immer, Depeschen von fremden Schiffen nach dem Festland von Europa und Amerika zu vermitteln.

Für diese Zwecke haben sich nun die deutschen, französischen und holländischen Schiffe geeinigt. Sie übernehmen Depeschen auf hoher See, geben sie an Telefunkenstationen weiter, oder lassen sie bei der Ankunft in Häfen, die keine solchen Stationen besitzen, durch die nächstgelegenen Telegraphenämter nach ihrem Bestimmungsort weitertelegraphieren. Die Gebühren werden dann gegenseitig verrechnet. Von Schiff zu Schiff kostet beispielsweise jedes Wort 12 1/2 Cent, dann vom nächsten Hafen, also Lissabon, überland noch 6 1/2 Cent, zusammen 19 Cent das Wort.

Um den Telefunkenbeamten an Bord der regulären Dampfer den Dienst zu erleichtern und ihn sicherer zu gestalten, wird an dem Hauptstübe der Gesellschaft in Berlin für je ein Vierteljahr ein eigener Schiffs-Kalender ausgearbeitet. Er bezeichnet beispielsweise für den Südatlantik jedes Schiff, das von einem europäischen nach einem südamerikanischen Hafen läuft, mit seinen Zwischenhäfen und seinem Kurs, durch schwarze Linien angedeutet, nebst den Jahrestagen, an welchen sie sich an bestimmten Punkten ihrer Fahrt befinden werden. Auf derselben Karte sind ebenso alle auf der Rückfahrt von südamerikanischen Häfen befindlichen Schiffe verzeichnet, aber durch Linien, welche die ersten treuzen. So weiß jeder Dampfer, der beispielsweise von Europa nach Südamerika läuft, welcher entgegenkommende Dampfer sich an jedem einzelnen Tage in seiner Nähe befinden wird, und soll eine Depesche aufgegeben werden, so ruft er den betreffenden Dampfer mittels Telefunkenapparates an. Dazu dient ein eigenes Telefunkenbuch, in welchem jeder in Frage kommende Dampfer mit bestimmten Buchstaben als Anrufzeichen angeführt ist.

Als mein Gastfreund in Rio Janeiro erfuhr, daß ich mit dem Dampfer König Friedrich August von Europa abreißen würde, gab er seine Depesche dem gerade von Rio Janeiro abfahrenden Dampfer Cop Ortegale mit. Der Telefunkenbeamte dieses Dampfers sah auf seiner Schiffsliste, daß er dem König Friedrich August am 31. Mai begegnen oder wenigstens in seiner Nähe vorbeifahren würde. Am 31. Mai morgens tippte er daher auf seinem Apparat die Buchstaben des Rufzeichens meines Dampfers. Damit die Beamten nicht den ganzen langen Tag in ihren kleinen Telegraphenämtern zu sitzen brauchen, haben sie es so eingerichtet, daß sie bei jedem Stundenwechsel nach Greenwichzeit sich gegenseitig betragen, ob es Depeschen gäbe. So sah auch unser Telegraphist in seinem Kämmerchen, hörte das Klirren seines Apparates, sein Rufzeichen, und nahm die für mich bestimmte Depesche auf.

Eine halbe Stunde später war ich in meinem Kämmerchen, um meine Antwortdepesche aufzugeben. Er legte mir die Telephonmüscheln an die Ohren, damit ich mich selbst überzeugen konnte, wie deutlich die Zeichen durch das unsichtbare Fluidum, das durch die Luft auf unendliche Entfernungen läuft, übertragen werden, tippte ein paar mal auf meinen Apparat, und richtig kam die Antwort zurück, lange und kurze Zeichen, zusammengefaßt — Good Guten Morgen! bedeutend. Meine Depesche bleibt nun im Telegraphenbureau unseres Dampfers liegen, bis wir nach drei Tagen in die Nähe von Bahia gelangen. Dort liegt dann, wie die Schiffsliste uns zeigte, der Dampfer Habsburg im Hafen. Meine Depesche wird durch den Telefunken von Habsburg gegeben, und dieser befördert sie durch den Landtelegraphen weiter nach Rio Janeiro.

So ist die Welt durch die Erfindung des Professor Herz in gegenseitigen Verkehr gebracht worden, so immer man sich befinden möge. Schon richten die Franzosen einen drahtlosen Telegraphenverkehr von Paris durch die Sahara nach dem sagenhaften Timbuktu ein; die Südpole, die fernen Karolinen und Marianen bedürfen des Kabels nicht mehr, um mit der Außenwelt in unmittelbarem Verkehr zu treten, Telegraphendrähte und Kabel haben in unserer erfindungsreichen Zeit ihre Rolle ausgespielt.

Ernst von Hesse-Wartegg.

**Salz und Zucker.**

Salz und Zucker spielen im Organismus des Menschen eine gewichtige Rolle. Sie sind zu seiner Existenz unbedingt notwendig. Salz- und zuckerhaltige Elemente haben daher von Anfang an in der Ernährung des Menschen eine große Rolle gespielt. Freilich die Formen, in denen wir heute Salz und Zucker in reiner Gestalt zu uns nehmen, haben sich erst ganz allmählich herausgebildet.

Zunächst mag es wohl der Geschmack gewesen sein, der das Salz dem Menschen werthvoll machte und es schon in der ältesten Zeit als Tauschobjekt erscheinen läßt. Dazu kam noch seine Eigenschaft als Konservierungsmittel, besonders für Fleisch und Fische, und bald seine Verwendung zu allerlei gewerblichen Zwecken. So spricht sich die immer größere Verwendung und die völlige Unentbehrlichkeit des Salzes in zahlreichen Symbolen und Gebrauchen aus, die bis in das graue Altertum zurückreichen. Homer spricht von dem „heiligen Salz“, und dem Römer galt ein silbernes Salzfaß als das heilige Familienvermächtnis der Ahnen. Salz wurde den Opfergaben zugesetzt; mit Salz wurde bei den Israeliten der Neugeborene eingerieben, um ihm eine höhere Reinheit zu geben. Schon bei den Griechen erscheint das Salz als das Bild der Freundschaft, und noch heute wird bei den Slawen dem Gaste Salz und Brot, häufig in toastbarer Schale, als Zeichen der Gastfreundschaft überreicht.

Aber auch die Liebe wird mit dem Salz in Verbindung gebracht; dem verliebten Menschen nannte man Salat, und wenn die verliebte Köchin die Suppe verzalzte, so geht auch dies auf dem Glauben zurück, daß der Verliebte dem Salze eine besondere Sympathie entgegen bringe. Das zum Leben so notwendige Salz galt auch als besondere Kostbarkeit, als belebendes und belebendes Element. Die Jünger heißen in der Bibel: das Salz der Erde; im Märchen sagt die Königstochter: Ich hab dich so lieb wie das Salz; die andalusische Sprache bezeichnet sogar ein recht liebenswürdiges, anmutiges Mädchen als Salzfaß der Liebe. Zum Symbol der Zerstörung oder der Unfruchtbarkeit wurde das Salz dagegen dadurch, daß auf den Salzlagern jede Fruchtbarkeit der Natur aufhört. Schon im Buch der Richter läßt Abimelech die von ihm eingenommene Stadt Sichem mit Salz bestreuen, und ebenso ließ Friedrich Barbarossa im Jahre 1162 auf die Straßen des von ihm zerstörten Mailands Salz schütten.

Während die Verwendung des Salzes in der Küche uralt ist, ist die des Zuckers weit jüngerer Datums. Die Alten kannten überhaupt keinen Zucker in der heutigen Gestalt, sondern nur einen Süßstoff, der aus Honig gewonnen wurde. Daher kommt in frühester Zeit die Verehrung der Biene. Im Altertum scheint es sich jedoch stets um wilden Honig gehandelt zu haben, denn die Zucht der Biene in Bienenstöcken wird erst um die Zeit von Christi Geburt erwähnt. Der Süßstoff des Honigs ist ein Gemisch aus zwei Zuckersorten, dem Traubenzucker und dem sogenannten Fruchtzucker. Der von ihnen verschiedene sogenannte Roh- und Rübenzucker, der heute die größte Verbreitung besitzt, hat eine viel stärkere süßende Eigenschaft.

Die Heimath des aus dem Zuderrohr gewonnenen Rohzuckers ist Indien, wo noch heute eine Stadt in Bengalen Gur, d. h. Zuderstadt, heißt. Nachdem man bald gelernt hatte, aus dem süßen Saft des Rohres den festen Zucker herzustellen, verbreitete sich der Anbau des Zuderrohrs und die Gewinnung des Zuckers über ganz Zentralasien. Die Namen Zuderrot und Zuderbut erinnern noch heute daran, daß die Orientalen den eingedickten Saft in flache, brotartige Gefäße ausgossen, während diese Gefäße bei den Persern wie ihre eigentümlichen spitzen Hüte aussehcn. Im 9. Jahrhundert n. Chr. ist der Zucker bei den Persern bekannt und wird, hauptsächlich zu medizinischen Zwecken, in sogenannten Apotheken hergestellt. Zunächst bedeutet das griechische Wort Apothete nur einen Speicher; eine Apotheke im heutigen Sinne und zwar in Verbindung mit einem Krantenhaus wird zum erstenmal im Jahre 754 in Sanbafapur erwähnt. Das Zuderrohr wurde dann von den Arabern nach Sizilien und Spanien, später durch die Portugiesen nach den Kanarischen Inseln, durch Columbus nach den Antillen und von dort 1532 nach Brasilien gebracht. Der Zucker aber wurde durch das ganze Mittelalter hin, von dem Levantehandel, vornehmlich über Venedig, in den mitteleuropäischen Ländern verbreitet. Als eine köstliche Speise galt dieser Zucker; er wurde in Deutschland im 16. Jahrhundert stark gebraucht. „Ohne Zucker wird fast nichts mehr verzehrt“, berichtet Percival in einem 1602 erscheinenden Werke. „Zucker kommt an die Kuchen, Zucker in den Wein; statt Wasser trinkt man Zuderwasser; Fleisch, Fische und Bier bereitet man mit Zucker. Kurz, man gebraucht Salz nicht mehr häufiger als Zucker.“ Neben dem Rohzucker vermochte sich kein anderer aus süßen Pflanzensäften gewonnener Zucker, weder der Balm-, Ahorn-, noch Maiszucker, den Weltmarkt zu erobern. Dies gelang

erst dem aus dem Saft der Runkelrübe bereiteten Zucker. Schon 1747 hatte der Berliner Chemiker Marggraf diesen Rübenzucker dargestellt, aber erst 1802 legte ein anderer Berliner Chemiker, Achard, die erste Runkelrübenzuckerfabrik zu Rumern in Schlesien an. Dieser Rübenzucker war zunächst sehr verachtet; man fand ihn schlecht schmeckend und gesundheitschädlich, erst als die von Napoleon durchgeführte Kontinentalsperre den Import von Rohzucker fast völlig verhinderte, fing man an, sich mit dem Rübenzucker zu befrenden.

**Die Massage.**

Die Massage ist uralt. Die Chinesen dürften die Massage schon 3000 Jahre vor Christus gekannt haben. Auch bei den indischen Brahmanen und bei den ägyptischen Priestern war ein großer Theil dessen, was bei uns neu ist, vor Jahrtausenden in Gebrauch, vor allem die Manipulationen der Massage. Von Indien mag die Kunde nach Griechenland gekommen sein, wo Herodotus zuerst versuchte, Körperbewegungen als Heilmittel in ein System zu bringen. Es ging ihm, wie es oft den Vätern guter Ideen ging, er überhäufte deren Tragweite und versiel, ganz so wie später Ling, in sinnlose Uebertreibungen. Sein Schüler Hippokrates aber sichtigte mit kritischen Sinn die neue Lehre und schied, was Werth hatte, von dem, was roher Empirismus und Illusion war. Esculaput wie Hippokrates und anderen griechischen Ärzten war die Gymnastik, einschließlch der Massage, als Heilmittel aus den römischen Ärzten bekannt. Aesculapides, ein berühmter Praktiker in Rom zu Zeiten Ciceros, widrigens der erste, der die Eröffnung der Luftwege vorgenommen hat, stand schon auf dem Standpunkte, den die spätere Medizin einnahm. Interessant sind auch die Schilderungen der Massage bei der Kultur gänzlich entrückten Völkern, wie wir sie aus Reiseberichten erfahren. All diese übren infinitmäßig die Massage in gewissem Sinne aus. Auf der Insel Tonga ist es — nach Berichten der Gazette des Hopital 1839 — Brauch gewesen, Leute, die vom Gehen oder sonst durch Arbeit ermüdet waren, zu massieren; man ließ auch wohl drei bis vier kleine Kinder auf dem Körper des am Boden ausgestreckten müden Mannes herumstampeln, gewiß die primitivste Art des Anektens. Auch als Schmerzmittel, zum Beispiel bei Kopfschmerzen, kannte man dort die Massage. Forster erzählt in der Reise des Kapitän Cook, daß man ihn und seine Reisegenossen auf Tahiti massierte, um sie zu erfrischen, und daß thatsächlich die Müdigkeit verschwand. Dreiharios (360 n. Chr.) schrieb übrigens schon, daß man vermittelst der Massage einen Muskel, der durch Arbeit ermüdet ist, wieder leistungsfähig machen, das heißt erfrischen kann, — einfach durch Wegschaffung der Ermüdungsprodukte — infolge der bewirkten Durchpflügung, die neuen Nährstoff zuführt und die unbrauchbaren Säfte rascher entfernt. Es beweist dies, wie sehr Dr. Zander berechtigt war, die Massage als einen Reinigungsprozess zu bezeichnen; dagegen beweist es durchaus nicht, was die Masseure mit Vorliebe behaupten: „Die Massage stärkt den Muskel.“ Arbeit fahrt bekanntlich die Muskeln; und an müde gearbeiteten Muskeln hat Prof. Zabudowski experimentiert, um zu zeigen, daß sie, wenn massiert, sich schneller als durch Ruhe erholen, sogar mehr Arbeit leisten als zuvor. Um zu beweisen, daß Massage den Muskel stärkt, müßte man nicht den durch 840 Hebungen müde gearbeiteten Arm massieren, um sich zu überzeugen, daß er nachher neuerdings sogar 1100 Hebungen ausführen kann, sondern man müßte das Experiment machen, ob ein Arm, dessen maximale Leistungsfähigkeit man durch wiederholte, zu verschiedenen Zeiten angestellte Versuche im Mittel notiert hat, bei einer ebsendlichen Reihe von Versuchen, denen Massierung der Muskel vorausgegangen ist, größere Muskelkraft zeigt.

**Zufluß.**  
Der Affessor von Stillwig ist in den Concertsälen mit einem andern .... Kavaliere zusammengeraufen, und es kommt im Laufe des Streites zu Thätlichkeiten. Als die beiden Kampfbühnen getrennt werden, richtet sich der Herr Affessor zu seiner ganzen imponierenden Höhe auf und schnarrt: „Uebriens sind Sie in meinen Augen ein kompletter Lump, und wenn Sie ein Ehrenmann sind, werden Sie wissen, was Sie zu thun haben.“

**Ein Menschenkenner.**  
Dem Professor Spandus war ein werthvoller Luxusband abhanden gekommen. Er erließ in der Zeitung eine Anzeige, in der es zum Schluss hieß: „Das Thier hat eigentlich keinen Werth; auch nicht für den rechtmäßigen Besitzer, es ist aber zu wissenschaftlichen Zwecken mit verschiedenen starken Giften geimpft worden. Da der Hund sehr zutraulich ist, wird dringend davor gewarnt, sich von ihm ledern zu lassen.“  
Am nächsten Tage war der „Hoch“ wieder da.

Jede Tracht hat ihre Berechtigung, die Niedertracht allein hat sie nicht.